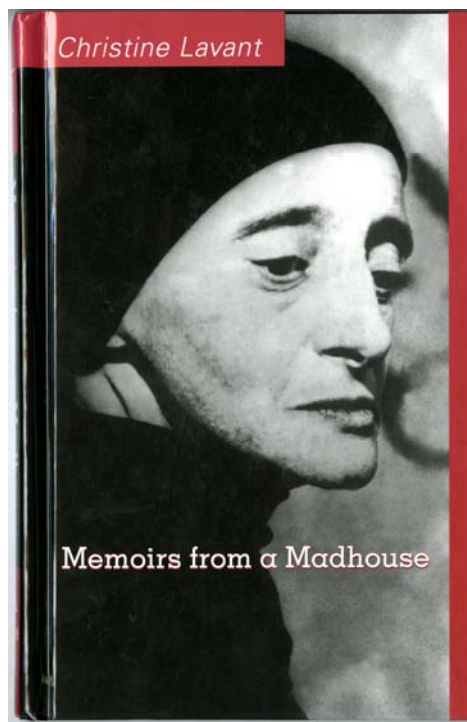


Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek:

Christine Lavant. Eine biographische Skizze

In englischer Sprache als Vorwort veröffentlicht in:

Christine Lavant: Memoirs from a Madhouse. Preface and Afterword by Ursula Schneider and Annette Steinsiek. Translated by Renate Latimer. Riverside, California: Ariadne Press 2004, S. 1-14.



„Ich bin Bergbäurin geworden, u. Du? doch nicht Schriftstellerin oder?“ – fragt eine Freundin in einem Brief, 1944. Jahre vorher, Anfang der 1930er Jahre, hatten sich die beiden in einer „Landwirtschaftlichen Haushaltsschule“ kennengelernt. Christine Thonhauser war sechzehn Jahre alt gewesen, die Freundin ein wenig älter, und sicher hatten sie über ihre Pläne für die Zukunft gesprochen. Schon der Ort war eigentlich auf eine andere Laufbahn hin ausgelegt: Geflügelzucht, Kleinkinderpflege, Gartenbau, Buchführung sollten aus den Mädchen tüchtige Bäuerinnen oder Dienstbotinnen in sicherer Anstellung machen. Jetzt, 1944, war Krieg, und eine noch weitreichendere Unsicherheit ließ eine künstlerische Beschäftigung umso schwerer vorstellbar erscheinen. In der Frage schwingt Ungläubigkeit mit, aber allein daß sie so gestellt wird, zeigt, daß es nicht ausgeschlossen war, daß es die

Christl Thonhauser nicht doch geschafft haben könnte, Schriftstellerin zu sein, zeigt, daß es ein bestimmt geäußertes Wille gewesen sein muß, der aus der Sechzehnjährigen gesprochen hatte. 1934 hatte sie der Freundin noch davon erzählt, daß ein Gedicht von ihr in einer Zeitung gedruckt wurde, dann war der Kontakt unterbrochen.

Christine Lavant kam als Christine Thonhauser am 4.7.1915 als neuntes und letztes Kind (zwei ihrer Geschwister waren noch im Säuglingsalter gestorben) eines Bergarbeiters und einer Flickschneiderin in St. Stefan im Lavanttal, Kärnten, Österreich, zur Welt. In St. Stefan wurde Braunkohle unter Tage abgebaut, der Vater war Maurer im Bergwerk. Die soziale Struktur des Dorfes muß eine seltsame Mischung zwischen bäuerlich und proletarisch gewesen sein. Es war und blieb eine *Industriegegend*, wie sie später, 1957, einem Korrespondenzpartner in Israel knapp charakterisiert. Christine Lavant wurde in den ersten Weltkrieg hineingeboren, in eine Zeit der Knappheit und der Armut. Sie selbst schreibt in einem Brief, daß sie *vom ersten Tag an krank war, an Skrofulose* litt, einer tuberkulösen Hautkrankheit, die sie die ganze Kindheit über quälte und diverse Folgeerscheinungen am Körper hinterließ. Lungenentzündungen, Bronchitis, Nervenentzündungen begleiten sie ihr Leben lang. Zu den körperlichen Leiden kamen Depressionen und Schlaflosigkeit. Schlafen und Wachen versuchte sie mit Tabletten zu steuern.

Nur wenn man auch vom Umfeld weiß, von den Rahmenbedingungen eines Lebens, kann man manches ermessen. Doch hat sich die Rezeption Christine Lavants und ihrer Werke zu lange auf die Betonung von Armut und Krankheit festgelegt, auch deshalb, weil diese Kategorien in kulturgeschichtlich gewachsene Konstruktionen von Kreativität hineinpassen. Eine davon bemüht die Figur der Mystikerin, und erachtet es als plausibler, daß eine höhere Macht etwas eingibt, als daß jemand mit solchen Voraussetzungen solche Kunstwerke zu schaffen versteht. Eine andere beruht auf der Vorstellung von der Künstlerin, dem Künstler als außerhalb der Gesellschaft stehender, (an ihr) leidender Persönlichkeit, und Krankheit und Armut werden als Garantie für diese Position gebraucht.

Christine Lavants Briefe ermöglichen es, die äußeren Umstände und die individuellen Reaktionen differenzierter zu erfassen. Sie geben einen Eindruck davon, welche Impulse sie erhielt und wie sie diese aufnahm. *unser Familienübel die „Lesewut“ rettete mich vor*

allzugrosser Verbitterung und führte mich hinüber in die Welt fremder Schicksale. Natürlich lasen wir weder Klassiker noch erstrangige Literatur sondern zum grössten Teil nur Schund, dieses einfache und süsse Brot der Armen. Hie und da verirrte sich dann auch was Ernsteres mit hinein und so traf mich als etwa Siebzehnjährige Knut Hamsuns „Letztes Kapitel“ wie ein Schwert mitten ins Herz. Jetzt wusste ich, dass die Herrlichkeit eines Schicksals auch dem einfachsten und ärmlichsten Leben mitgegeben ist und ich begann das meine zu beschreiben., schreibt sie in ihrer ersten Selbstdarstellung, für eine Radiosendung 1950. Christine Lavant war als Kind durch ihr Kranksein lange Zeit an das Bett oder die Wohnung gebunden, dachte sich Geschichten aus, beobachtete, anstatt mit den anderen Kindern zu spielen. In der großen Familie, in dem einen Wohnraum wurde viel erzählt: Menschen kamen zu ihrer Mutter, auch um sich Rat und Trost für verschiedene Probleme zu holen, und ihre Schwestern machten wohl manches zu lustigen oder gruseligen Fabulierereien. Sie war von vielerlei Schicksalen und Perspektiven umgeben und machte die Erfahrung, daß und wie man diese in Geschichten verwandeln konnte. Das Lavanttal war in seiner Abgeschlossenheit wie ein Laboratorium (es wurde erst 1936 nach Norden zur Steiermark hin mit einer Paßstraße geöffnet, und wir, die wir inzwischen sogar über eine Autobahn durch das Tal brausen, können uns die Abgelegenheit nicht mehr vorstellen), die Wahrnehmung befreite sie von der Enge. *Das Lavanttal war bis vor – verhältnismässig sehr kurzer Zeit noch ein vollständig von aller Welt abgeschlossener Talkessel was zu sehr vielen Familienheiraten und daher Inzucht führte. Dies ergibt ein sehr sonderbares Schicksalgefüge das für mein Empfinden sehr an nordische Sagas erinnert. Jedenfalls lieferte das Lavanttal bis vor Kurzem wohl noch den grössten Prozentsatz an Irrsinnigen Idioten und Selbstmördern. Meine Kindheit bestand aus lauter Einblicken in solch abgründige zumeist aber mit einem Wirbel von Humor umgebenen Schicksale.* schreibt Christine Lavant 1957 an eine österreichische Kulturvermittlerin in Dänemark.

Ihre ersten schriftstellerischen Versuche hat sie nach eigenen Angaben in einem Interview schon mit zwölf gemacht (ein *Seelenwanderungsroman*), mit zwanzig ist ein autobiographischer Roman belegt – und Probleme mit Leben und Schreiben. Die Nazi-Zeit über blieb sie stumm. 1945 schlüpft ein Falter aus der Puppe. *ich war jetzt nahezu zehn Jahre zu einer völligen innerlichen Stummheit verurteilt [...] Nun da sich [...] endlich wieder eine*

Stelle ergeben hat, wo ich das Meine hintun kann, bricht es mir aus allen Rändern heraus wie eine Sturzflut. Ich könnte überhaupt nichts mehr als Schreiben u. nur an Euch schreiben. Und ich muß mich mit buchstäblich zusammengebissenen Zähnen zwingen, daß ich auch noch was anderes notwendiges tue. [...] Wenn Ihr es nur mit Gutem übersteht, ohne meiner überdrüssig zu werden?! Denn jetzt, da es einmal losgebrochen ist, würde es bestimmt zu einer inneren schweren Katastrophe führen, müßte ich plötzlich wieder verstummen. schreibt sie im Dezember an jene Familie, die ihr geholfen hatte, einen Verleger zu finden. Im Frühjahr 1946 traf sie diesen erstmals persönlich, im Haus der Schriftstellerin Paula Grogger. In deren Gästebuch ist das Pseudonym „Christine Lavant“ erstmals belegt, dürfte also in Absprache mit dem Verleger und der erfahrenen Kollegin gewählt worden sein. Vielleicht war der Ehename „Habernig“ (sie hatte 1939 den 36 Jahre älteren Maler Josef Benedikt Habernig geheiratet) dem Verleger zu lokal (die aus dem Slawischen stammende Namensendung -ig ist typisch für Kärnten), vielleicht wollte er seine neue, unbekannte Autorin mit einem interessant und überall gut klingenden Namen aufbauen und gleichzeitig sicherstellen, daß niemand sie ihm abwerben konnte. Die Künstlerin selbst könnte Angst gehabt haben, sich oder andere (ihre verstorbenen Eltern, ihren Mann) bloßzustellen. Mit dem neuen Namen konnte sie frei schreiben (wenn auch nicht lange unerkannt). Der Name ist gut gewählt: er greift ihre Herkunft auf und klingt nach Kunst. Interessanterweise sprechen die Kärntnerinnen und Kärntner den Namen eher auf der zweiten Silbe aus – vielleicht um in gleicher Weise das Edlere und Kunstvolle des Namens zu betonen. Das Tal und der gleichnamige Fluß jedenfalls werden wie alle zweisilbigen Worte im Deutschen auf der ersten Silbe betont, und man spricht außerhalb Kärntens den Namen der Dichterin auch mehrheitlich so aus.

Unmittelbar nach dem Krieg war es mit dem Verlagsgeschäft nicht so einfach. Christine Lavants Verleger hatte aus dem zerstörten Breslau (heute Polen) fliehen müssen, und wurde als Deutscher aus Österreich ausgewiesen. Er mußte seinen Verlag neu gründen und dafür Lizenzen beantragen, Verlagsstandort wurde Stuttgart. Für jedes einzelne Buch mußte er bei den amerikanischen Besatzungsbehörden um Druckerlaubnis und Papier ansuchen. An Geld fehlte es sowieso. Und waren die Bücher erschienen, gab es wegen der Staatsgrenzen und Besatzungszonen Probleme beim Warenverkehr zwischen Deutschland als Verlagsstandort

und Österreich als dem wahrscheinlichsten Absatzmarkt. Kurz, die Karriere und das Geschäft liefen nicht so, wie es sich alle erhofft hatten. 1948 erschien als erste die Erzählung „Das Kind“, 1949 die Erzählung „Das Krüglein“ und der Gedichtband „Die unvollendete Liebe“, doch die meisten der projektierten und auch schon angekündigten Bücher Christine Lavants kamen dann nicht heraus. Der Verleger hatte für den deutschen Markt in die Sprache der Erzählungen eingegriffen und damit auch Spezifisches getilgt, z.B. Personen und Perspektiven Charakterisierendes. Das fiel jedoch erst auf, als man für die Veröffentlichungen in den letzten Jahren die Originalhandschriften mit den Drucken bzw. erhaltenen Fahnen verglich.

Doch die erschienenen Bücher erregten Aufmerksamkeit: im August 1950 erschien ein erstes seitenlanges Portrait in der „Klagenfurter Zeitung“, und im gleichen Jahr wurde sie zu einer ambitionierten Dichtertagung eingeladen. Dort lernte sie den Maler Werner Berg kennen, mit dem sie vier Jahre lang eine für beide intensive wie substanzraubende Beziehung verband. Werner Bergs Porträts von Christine Lavant – Ölbilder und Holzschnitte – prägen ihr Bild bis heute.

Es erschienen Gedichte in Zeitschriften und Anthologien, 1952 veröffentlichte der Leykam-Verlag in Graz die lange Erzählung „Baruscha“, die am allerschlechtesten ging und ihr ein Leben lang das liebste Prosawerk war... Sie bewegte sich in der kulturellen Landschaft, wurde wahrgenommen, Augenzeugen nennen sie eine auffällige und außergewöhnliche Erscheinung. 1954 erhielt sie den renommierten Georg Trakl-Preis für Lyrik, gemeinsam mit Christine Busta, Michael Guttenbrunner und Wilhelm Szabo. 1956 erschien der erste der drei „klassischen“ Gedichtbände im Otto Müller Verlag, der mit seiner Reihe „Neue Lyrik“ in Österreich als Lyrik-Verlag die Nase vorn hatte: *Die Bettlerschale* (1959 kam *Spindel im Mond*, 1962 *Der Pfauenschrei*). 1964 erhielt sie den Trakl-Preis nochmals (sie ist bisher die einzige Person, die ihn zweimal bekommen hat): Ludwig v. Ficker, vormals Herausgeber der Zeitschrift *Der Brenner* und „Entdecker“ Georg Trakls, hatte als Ehrung zum 80. Geburtstag vom Bundesministerium das alleinige Vergaberecht erhalten und sprach den Preis Christine Lavant zu. Seine Laudatio sollte die Rezeption entscheidend mit prägen. 1968 legte der Otto Müller Verlag, um das Interesse nicht ganz einschlafen zu lassen, einen Band mit Erzählungen auf („Nell“). Sie waren schon älter, was unerwähnt blieb, und hatten ohne

eine Hinführung praktisch keine Chance mehr bei den Lesenden. So führte der Versuch, nochmals und mit Prosa auf die Dichterin aufmerksam zu machen, geradewegs in eine lang anhaltende Unterschätzung der Prosa hinein. 1970 erhielt sie den großen österreichischen Staatspreis für Literatur.

Mit den Briefen kreierte sie eine parallele Schreibkultur. Sie gingen an Personen in Dänemark, Deutschland, England, Island, Israel, der Schweiz, der Türkei usw. und machten St. Stefan ohne dessen Wissen zum Ausgangs- und Empfangspunkt einiger Weltläufigkeit. Christine Lavant hat wenig biographische Dokumente hinterlassen: es gibt keine Tagebücher, keine Kalender, keine Notizen - die Briefe stellen die wichtigsten Quellen dar. Sie müssen gesammelt und wie ein Puzzle zusammengefügt werden. In den bisher vorliegenden etwa 1.200 Briefen finden wir Aussagen und Gedanken über das Schreiben und Probleme mit dem Schreiben, über Handeln und Dulden als zentrale persönliche Kategorien, erleben Entscheidungen und Verzweiflungen, können Einflüsse und Impulse nachvollziehen – erhalten wir Hinweise auf ihr Leben und ihr Werk ...

Sie las wie wild. In den 1950er Jahren war es unter anderem der *Amerikawagen*, der ihre „Lesewut“ befriedigte. Christine Lavant genoß diese Form der Re-education, die vermutlich besonders diejenigen erreichte, die sich ohnehin schon jahrelang nach Offenheit und Modernität gesehnt hatten. Der blaue Autobus, eine rollende Bibliothek, fuhr vom „Amerika-Haus“ in Klagenfurt aufs Land hinaus, einmal im Monat auch in die Bezirksstadt Wolfsberg, und brachte kostenlos moderne amerikanische Literatur in Übersetzungen vorbei: *einiges darunter ist herrlich, von Capote Truman "Andere Stimmen andere Stuben" und "Die Grasharfe" und dann von William Gojem "Haus aus Hauch" Erstlingsbuch und trotz Einfluss von Thomas Wolfe und James Jois - Teufel wie schreibt man das? Keine Ahnung trotz dieser Einflüsse wunderschön. Dann am liebsten von William Sajoran (Armenier) alles belebend schön balkanesisch schön kräftig färbig halt herrlich.* Die Namen der Autorinnen und Autoren blieben bei hunderten Seiten gelegentlich auf der Strecke... Die Nächte, in denen sie nicht schlafen konnte, verbrachte Christine Lavant strickend und lesend – *Beim Stricken passen nur dicke Amerika-Romane –*, und weil das so oft vorkam, war der *ganze[n] Autobus bald ausgelesen.* Schon in der Jugendzeit hatte sie anthroposophische,

buddhistische, esoterische Literatur gelesen, angeregt wohl durch ihre damit beschäftigten Schwäger. Ihre persönlichen Bedürfnisse bestimmten die Wahl – ihr Eklektizismus war vorurteilsfrei. Wir finden später Jakob Böhme neben populären Okkultisten, Isaak Lurija neben Gurdjeff, das Tibetische Totenbuch neben Martin Buber und Hildegard von Bingen. Ihre gelegentliche Einschätzung gelesener Werke bleibt persönlich. Wenn sie über Bücher spricht, wie eben aus einem Brief an den israelischen Schriftsteller Tuvia Rübner 1956 zitiert, dann geht es ihr nicht um literaturkritische Wertung, sondern darum, ihrem Gegenüber mitzuteilen, was sie anspricht. Kritik äußert sie manchen EmpfängerInnen gegenüber so, daß es der Kenntnis ihres ästhetischen und ethischen Kosmos' bedurfte und bedarf, um sie überhaupt wahrzunehmen. So wird dem nach England emigrierten Literaten und Kritiker H.G. Adler 1958 vermutlich eine Ebene verborgen geblieben sein, als sie über Ezra Pounds „Litanei“ an ihn schrieb: *Sowas werde ich nie können. Und ist so angespannt-feierlich. Bei mir geht alles wie ein Mühlrad ein Leierkasten oder eine Negertrommel.* Andere Aussagen legen nahe, daß das „Können“ hier nicht die handwerkliche Seite, sondern die innerliche Seite der Dichtung meint; daß ihr die Vorstellung von einem lebendigen Ursprünglichen (*belebend, balkanesisch* (also anarchisch, wild, chaotisch), *kräftig, färbig*) und von einer inneren spirituellen und vielleicht auch rituellen Verbindung mit dem Werk wichtig war und daß ihr selbst die Idee von einer ästhetischen Schöpfung, von einem marmornen Artefakt nichts bedeutete. Ihre Sympathie galt dem, was sie als unmittelbaren Ausdruck wahrnahm; das *Angespannt-Feierliche* (quasi-religiöse?) war ihr zu unpersönlich, schon zu sehr Teil einer gesellschaftlichen Tradition.

Bücher verlieh und lieh sie. Aus Mangel an Geld, und weil sie die Überzeugung hatte: *Nicht nur Menschen, auch Dinge sollten dort sein wo sie am ehesten vergegenwärtigt werden können.* (an Martin Buber, 8.9.1956) Eigentum hatte keine besondere Bedeutung für sie: sie gab und nahm. FreundInnen erinnern sich belustigt an Situationen, in denen sie die gerade von ihnen gelesenen Bücher unbedingt gleich mitnehmen wollte, und es war nicht ausgeschlossen, daß sie diese Bücher dann auch noch weiterverschenkte. Nur wenige Bücher wollte sie besitzen. *Daß Sie so entsetzt sind weil ich keinen Schreibtisch hab! Sie lieber Bub! Wo tät ich denn einen Schreibtisch hin? Ich müßt ihn auf der Stell verschenken. Meine Bibliothek sind 2 Schemmelchen wo die Bücher aufgestapelt sind und wenn man falsch*

ankommt fällt alles herunter., schreibt sie an einen Brieffreund nach Island, 1958. Ihre Erzählungen, Gedichte, Briefe entstanden am einzigen Tisch der winzigen Einzimmerwohnung, die sie mit ihrem Mann teilte – ein Umstand, der nicht selten ihre Möglichkeiten zu schreiben beeinflusste. Die Situation muß aber auch für ihren Mann nicht angenehm gewesen sein: der Nichtraucher lebte mit einer Person, die sich Zigarette um Zigarette ansteckte, auch in der Nacht.

Etwa bis Ende der 1950er Jahre war das Stricken (mit der Hand!) noch jene Tätigkeit, die sie für ihren Lebensunterhalt verrichtete. Haupteinnahmequelle waren später wohl die Preise und Förderungen, die sie für ihre schriftstellerischen Arbeiten erhielt. Viel Geld hatte sie nie. Ein neuer Feuer-Herd, der den bereits gefährdenden alten ersetzte, ein neuer Öl-Ofen, eine neue wärmende Decke sind etwas so besonderes, daß wir Briefe danach datieren können. Weihnachten 1963 schenkt sie sich einen Plattenspieler, für den sie sich von einem Verehrer Platten wünscht: *Aber ja nichts Heiteres! Bach, Orient, Neger, —. Schöne Mischung, was?* (Ja, schöne Mischung!) Geld gab sie oft weiter an FreundInnen, Familienmitglieder, von denen sie annahm, daß sie es dringender *not hatten*. *Nun muss ich aber Schluss machen muss noch Geschirr abwaschen und dann in die Stadt fahren zu einer kranken Frau die niemanden hat und auch oft deprimiert ist. Und zu meiner Schwester muss ich auch weil man dort ohnehin nie den Fuss zucken darf ohne dass wieder ein neues Elend da ist. Sie sehen also es ist dafür gesorgt dass ich dann und wann etwas von meinem "mütterlichen" Instinkt anbringe.*, schreibt sie an eine ältere Freundin 1956.

Sie hatte keine Kinder, ihre Mutterschaft fand im ästhetischen Bereich statt, dem sie ihr Leben lang selbst skeptisch gegenüberstand, weil sie nicht wußte, ob er dem Leben diene oder dieses umging. Sie fürchtete, das Wesen des Lebens zu unterbrechen, sich des Lebens nicht als wert zu erweisen. Der oft zitierte Satz *Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben* (an G. Deesen, 1962) gibt dem schmerzlichsten Ausdruck, doch ist er auch nicht die einzige Selbstaussage zu ihrer Tätigkeit. Kunst, und also ihr Schreiben, sollte dem Leben dienen, und manchmal diene sie sicher auch dazu, ihr eigenes Leben, das von äußeren Schwierigkeiten und schwierigen inneren Phasen geprägt war, zu erhalten. Markig und plakativ äußerte sie ihre Haltung einmal gegenüber Personen aus der Literaturszene: *das herrlichste Gedicht ist*

noch nicht soviel wert wie der lächerlichste Mensch. (an Thomas Bernhard u.a., Juli 1955).

Ihre Herkunft und Familie hat sie nie verleugnet, ihre Schwestern haben immer einen wichtigen Teil ihres Sozialverbandes ausgemacht, wenn auch auf verschiedene Weise. Sie brauchte und wollte ihr Schreiben, aber behielt es gleichsam unter Kontrolle.

Die Erfahrung des Verlustes der inneren Möglichkeit zu dichten war für Christine Lavant äußerst schmerzlich. Sie schreibt, daß sie nicht mehr in den für die Schöpfung notwendigen *Zustand* hineinfand, eine innere Disposition, die sie gleichermaßen mit den Begriffen „Gnade“ wie „Dämon“ verknüpft.

Ja ich stecke bestimmt auf der entferntesten Stelle von dem Platz von wo aus ich einmal gedichtet habe. Falls es so etwas wie einen Rythmus auch hierin gibt so müsste ich nun wohl bald wieder der Kunst näherkommen – aber weiss Gott? [...] Am Seienden änderte sich ja nichts wenn einer der vielen Kanäle des Schöpferischen verstopft ist dafür entstehen immer neue. Vielleicht wird das was mich früher dichten liess eben ein Neger- oder Eskimo-Lied? Oder vielleicht kommt es zu Ihnen? (an Hilde Domin, [1960])

Hier äußert sich eine integrative, auch sie entlastende Vorstellung des „Schöpferischen“ – aber damit, daß sie ihre Impulse „von oben“ erhalten habe, hat es nichts zu tun. Es gibt Hinweise darauf, daß sie gehofft hat, daß äußere Impulse den „Zustand“ wieder hervorrufen könnten, so etwa die Türkeireise im Juni 1958 auf Einladung der Vorläuferinstitution des österreichischen Kulturinstitutes in Istanbul.

Nach dem Tod ihres Mannes 1964 und einem etwa einjährigen Aufenthalt im Krankenhaus zog Christine Lavant 1966 weg vom Dorf in die Landeshauptstadt Klagenfurt. Schwestern und FreundInnen hatten das ermöglicht, weil sie sich davon versprochen, daß es ihr dort, wo der Abstand zum alten inneren und äußeren Elend da war, in einer modernen Wohnung mit Bad und Zentralheizung körperlich und seelisch besser gehen würde, daß auch das neue Impulse geben könnte. Doch der Ortswechsel brachte nicht den erhofften Erfolg. Die Einsamkeit war im Hochhaus (dem ersten Hochhaus der Stadt) noch größer. Sie gab 1969 die Garconniere auf (im Kündigungsschreiben steht: *Grund: Heimweh*) und zog wieder zurück nach St. Stefan. Die schwer Hörende und Sehende fühlte sich dort am sichersten, und sie hing am Föhn, an den Gewittern, an Gerüchen, Farben, Formen. Immer wieder waren längere

Krankenheimaufenthalte notwendig. Und doch: es gibt einen (zittrigen und schwer lesbaren) Gedichtentwurf auf der Rückseite von Kalenderblättern des Jahres 1972.

Mit einem ihrer Gedichte ließ und läßt sich jede Anthologie würzen, und in der Tat wird niemand daran vorüberlesen können. Sie ist Autorin der spannendsten Gedichte. Doch ebenso verblüffend ist ihre Prosa. Sie schrieb, genau beobachtend, psychologisch eindringliche Erzählungen, und solche, die, wie ihre Lyrik, in ihrer spezifischen Metaphorik erst nachvollzogen sein wollen. Als Autorin von Prosa ist sie erst in den letzten Jahren entdeckt worden. Sie ließ vieles undatiert, und bisher gibt es nur wenig vom zentralen Maß der Ordnung, der Chronologie – die Gedichte, die Erzählungen bewegen sich umeinander wie in einem Mobile, wirken wie Abspaltungen eines Urkontinentes, den es zu entdecken gilt. Das meiste wartet noch auf seine Erarbeitung und Veröffentlichung, 30 Jahre nach Christine Lavants Tod ist die Forschung eine große Baustelle. In Österreich arbeitet man an der Edition der Texte der Lyrikerin, Prosaautorin und – die Literaturwissenschaft hält dafür kein Wort bereit – Letteratin? –.

Christine Lavant starb am 5.6.1973 in Wolfsberg in Kärnten an den Folgen eines Schlaganfalls.

Sie ist keine katholische Lyrikerin, keine Heimatdichterin, keine Arbeiterdichterin, keine Leidensfrau, keine Seherin, keine Autodidaktin, kein Naturtalent. Sie ist eine Entdeckung wert.